

Wie sollen unsere deutschschweizerischen Ortsnamen geschrieben werden?

Autor(en): **Hubschmid, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie sollen unsere deutschschweizerischen Ortsnamen geschrieben werden?

Die meisten Deutschschweizer sprechen ihre Mundart; wenn sie schreiben, bedienen sie sich der sogenannten neuhochdeutschen Schriftsprache. Wir können nur wenige Sätze unserer Mundart wörtlich ins Schriftdeutsche übersetzen; beim Schreiben brauchen wir oft andere Wendungen und andere Wörter.

Die Schreibform der Ortsnamen (Siedlungsnamen, Flurnamen usw.) lehnt sich enger an die Mundart an. Es stört uns nicht, Brugg, Dicki, Rüti, Gäßli, Tiertäli, in Wassergebieten Schaställi zu lesen, obschon man diese Namen mit „Brücke“, „Dicke“, „Reute“, „Gäßlein“ usw. „übersetzen“ könnte, und in der Tat finden sich zuweilen auch solche gelehrte Verhochdeutschungen.

Wenn wir eine geregelte Schreibung anstreben wollen, sollen wir die Ortsnamen nach denselben Grundsätzen wie die Gattungswörter behandeln? Eine solche Lösung ist praktisch ausgeschlossen.

Die heutige Schreibtradition der Ortsnamen ist von der neuhochdeutschen Schriftsprache beeinflusst und entfernt sich daher nicht selten stark von der Aussprache (vgl. etwa Scheibenbühl). Eine ältere, z. T. noch bis heute nachwirkende Überlieferung beruht auf der mittelhochdeutschen Schriftsprache (Schibenbüel), nicht etwa auf der Mundart (Schibebüel).

Die Bestrebungen nach einer geregelten, allgemein befriedigenden Schreibung der Ortsnamen sind schon alt. Seit einigen Jahren versucht auch die Eidg. Landestopographie, sich von den willkürlichen ortsüblichen Kanzleiformen zu lösen. Sie stützt sich auf eine Anregung von Dr. Guntram Saladin, Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch, wonach die Ortsnamen in eine historische Schreibform zu kleiden wären, weil ihr ursprünglicher Sinn heute meist unbekannt sei. Diese z. T. rekonstruierte Schreibung beruht im wesentlichen auf der Urkundensprache des Mittelalters (Schibenbüel, im Kt. Bern Schibenhüsi statt, in Anlehnung an die Aussprache, Schibebüel, Schibehüsi).

Gemeindenamen können aber nur unter Zustimmung aller interessierten Behörden geändert werden.

Das soeben erschienene Blatt Disentis-West der Landeskarte 1 : 50 000 enthält einen Teil des Kantons Uri, wo die Ortsnamen zum erstenmal weitgehend nach den Grundsätzen Saladins gefaßt sind. Statt des bisherigen Bühl wählte man die alte schriftsprachliche Form Büel, die z. B. in ernerischen Urkunden des 14. Jahrhunderts belegt ist. In Übereinstimmung mit der heutigen Aussprache müßte man Biel schreiben. Tatsächlich verzeichnet die Siegfriedkarte neben Bühl nicht nur im Kt. Uri, sondern auch in andern Gebieten mit ähnlichen Mundarten zahlreiche Biel. Die ernerische Ribí (berndeutsch R ü f i) wurde im Gegensatz zur bisherigen Schreibung mit Stammvokal í in eine R ü b í verwandelt. Der Name einer Schutthalde R ü b e n e n steht für gesprochenes í d e R i b e n e.

Eine Ortlichkeit im Brunnital nennt man im alte Stafel. Die Landeskarte schreibt indessen den Namen weder in dieser Form noch Im alten Stafel, wie die Siegfriedkarte, noch Alter Stafel, sondern, in Anlehnung an ein mundartliches, hier aber ungebräuchliches der alt Stafel, bloß Alt Stafel. Andere Namen werden hingegen auch im Nominativ gebraucht. „Das isch di ober Frutt, das sind di große Schye“, erklärt der Apler dem Topographen. So entstanden nach den Grundsätzen Saladins die Kartennamen Ober Frutt, Großen Schijen. Wir würden die sprachlich korrekteren Formen Obere Frutt, Großi Schye vorziehen.

Wir betonen „in Anlehnung an die Mundart, nach der Mundart“, denn die eigentliche Mundart kann nur mit Hilfe phonetischer Zeichen geschrieben werden. Auch würden der Aussprache getreue Schreibungen wie ernerisch Fällt, Taggwästli statt Fäld, Tagweidli kaum zweckmäßig sein, da sie selbst von den Einheimischen abgelehnt werden.

Die Eidg. Landestopographie ist bestrebt, berechtigten Wünschen nach einer Verbesserung der bisherigen Namensschreibung Rechnung zu tragen. Nach den in den beiden neuesten Blättern durchgeführten Grundsätzen erscheinen die Ortsnamen, um einen Ausdruck Saladins zu gebrauchen, z. T. als „historische Marken“, in einer künstlich vereinheitlichten, ans Mittelhochdeutsche angepaßten Schreibung. Wäre es nicht besser, für jedermann einfacher und klarer, statt vom Mittelhochdeutschen

von der Gegenwart, der heutigen Aussprache der Namen auszugehen?
In einem von Grund auf neuen Kartenwerk sollte dieser Schritt gewagt
werden.

J. Hubschmid (Sohn)

Die Unvollendete

Am 27. Christmonat 1946 hat der Bundesrat einen Bericht an die Bundesversammlung über die Schweizerische Pressepolitik herausgegeben, ein Buch von 331 Seiten; abschreckend amtlich sieht es aus und trägt die Registraturnummer 5162. Aber wenn man es aufschlägt, dann müffelt es nicht von Büroluft und Aktenstaub. Es liest sich glatt; es ist ohne schwere Umständlichkeit und Kanzleischnörkel in einem einfachen, deutlichen Deutsch geschrieben. Der Mangel an ansehnlichem Gehaben rührt wohl daher, daß der Bundesrat seinen Amtsbericht einem Zeitungsschreiber zu verfassen auftrug (was dem Leser gleich zu Beginn wieder ohne jede Ziererei mitgeteilt wird). Offenbar ist der hohe steifleinene Kragen, der früher die amtliche Haltung bestimmte, nicht nur beim Militär abgeschafft worden. Die Freunde Pestalozzis dürfen sich darüber freuen, daß ganz am Ende des Pestalozzijahres ein Wunsch des großen Erziehers beinahe in Erfüllung zu gehen angefangen hat: wenn auch noch nicht durchwegs der Staat, so wurde doch die Staatsprache vermenschlicht.

Der einfache, klare Stil ist hier um so nötiger, als das Darzustellende überaus verworren und schwer überschaubar ist. Es geht ja um den großen Nervenkrieg, der seit 1933 gegen die Schweizerpresse (zumal die deutschsprachige) nach einem großartigen und umfassenden Plan geführt wurde, und um die vielerlei Maßnahmen, mit denen man amtlich der Lage gerecht zu werden suchte. Es ist ein vollgewichtiges Stück jener *confusio hominum*, die in der löblichen Eidgenossenschaft durch die *providentia Domini* wettgeschlagen zu werden pflegt. Wir sehen hier, wie eine schlichte Sprache verwickelte Dinge schlichtet; vertrackte Verstrickungen werden durchschaubar, Urheber, Handlanger und Opfer der ganzen Hezke ordentlich an ihren Platz gestellt, namentlich auch die elementare Verlogenheit der ausländischen Angriffe und Drohungen ohne jede Schonung abgedeckt. Ein Leser müßte schon von Höhenrauch umwölkt sein, wenn er durch diesen weiträumigen Aufbau von Tat-